



## Tod in der Elite-Uni

**Leistungsträger.** Statistisch gesehen liegt Cornell, die jüngste und größte unter Amerikas Elite-Universitäten, mit zwei Selbstmorden pro Jahr im nationalen Durchschnitt. Doch die Zahl der Studenten mit Psychosen und Suizidtendenzen steigt. Die Hochschulen der so genannten „Ejhu-Liga“ fürchten um ihren Ruf. Von Hilmar Pogatz

An einem Wintermorgen liegt der Nordosten der USA unter einer stillen, weißen Decke, und junge Studenten stapfen vom Campus der Cornell University mit ernster Miene und vollen Rucksäcken in die Ferien. Ihr Weg führt über eine graue Steinbrücke, die das Universitätsgelände mit dem beschaulichen Städtchen Ithaca verbindet. Unter der Brücke schießt in 15 Meter Tiefe der Cascadilla-River durch eine Schlucht voll Gestrüpp und kahler, dürrer Bäume. Wer hier stehen bleibt und seinen Blick in dem grauen, grugelnden Wasser versenkt, kann dabei auf düstere Gedanken kommen. Etlichen Studenten muss es so ergangen sein. Manche stürzten sich hinunter.

„Das Leben ist wertvoll und zerbrechlich“, schrieb Hunter R. Rawlings III. im April vergangenen Jahres in einer E-Mail an alle Studenten der hochangesehenen Universität. Rawlings, damals ihr Präsident, reagierte auf eine Serie von drei Selbstmorden innerhalb von zwei Monaten, die den Campus erschütterten. Eines der Opfer hatte sich, einer traurigen Tradition folgend, in die Cascadilla-Schlucht gestürzt. „In den kommenden Tagen und Wochen, wenn Abgabefristen und Prüfungen vor Euch stehen“, schrieb der Präsident, „solltet Ihr Euch Zeit nehmen, zu essen und zu ruhen, und Euch mit Freunden zu treffen. Denkt daran, dass der akademische Leistungsdruck bald hinter uns liegen wird.“

Treiben unmenschliche Anforderungen die Studenten in den Freitod? Die Statistik spricht dagegen: Mit zwei Selbstmorden pro Jahr liegt Cornell für eine Hochschule mit fast 20 000 Studenten im nationalen Durchschnitt. Studien des „Boston Globe“ und der Universität Chicago belegen, dass Cornell ebenso wenig eine „Selbstmord-Schule“ ist wie die anderen Elite-Universitäten Yale oder Harvard, Columbia oder das

Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Boston. Doch hier geht es nicht um Statistik. Hier geht es um die gescheitesten Menschen des Landes, Vorbilder an Leistungsbereitschaft und Erfolgswillen, denen ein glänzender Lebensweg offen steht und die an einer der besten Universitäten der Welt studieren. Wenn sich hier jemand umbringt, erregt das mehr Kopfschütteln und öffentliches Entsetzen als an einer herkömmlichen Schule.

In Cornell weiß man, dass ein hervorragender Ruf ein empfindliches Gut ist. Um den zu bewahren reicht möglicherweise der Verweis auf Statistiken nicht aus. Vielleicht kämpfen die Verantwortlichen auch gegen ein schlechtes Gewissen. Und gegen die Angst, dass die Suizidfälle sich häufen könnten.

In einem Turmzimmer der grau gemauerten Willard Straight Hall wird die Angst greifbar. Vor den Butzenfenstern krähen die Raben und Kent Hubbell, Cornells Studenten-Dekan, residiert wie ein Magier mit buschigen Augenbrauen in seiner Schreibstube voller Papierberge. Hubbell läuft auf Socken herum, und wenn er Sätze spricht wie „Selbstmord ist bloß die Spitze des Eisbergs“, dämpft er seine Stimme. Draußen schlägt eine Turmuhr. „Für jeden begangenen Selbstmord gibt es eine ganze Gruppe, die über Selbstmord nachdenkt, aber es nicht tut, und eine ganze Menge Leute, die leiden, ohne an Selbstmord zu denken.“ Dann spricht er von Konkurrenz, riesigen Mengen an Arbeit und den immens hohen Erwartungen von Lehrern, Eltern und Kommilitonen. Wer keine Eins bekomme, lege oft bei ihm Einspruch ein, in den letzten Jahren immer öfter gemeinsam mit den ehrgeizigen Eltern. „Per Handy sorgen sie inzwischen für enormen Leistungsdruck.“

„Niemand wird dir erzählen, vier Jahre in Cornell seien einfach“, heißt es in einem vertraulichen Papier, das die Universität

*Gediegene Idylle – ob auf dem Campus (oben) oder in der Bibliothek von Cornell (linke Seite). Nicht sichtbar ist indes der zuweilen „überirdische“ Leistungsdruck.*



ihren Erstsemestlern aushändig. Es greift die Sorgen auf, die auf dem Campus allgegenwärtig scheinen: Leistungsdruck, Ellbogen-gesellschaft, Überarbeitung, psychischer Stress. Um den daraus resultierenden Problemen besser begegnen zu können, hat sich Cornell einem Studienprojekt von Yale, Harvard, Columbia und MIT angeschlossen, das jetzt erstmals untersuchen soll, wie man die Zahl der Campus-Freitode verringern könnte.

Cornell University ist mit 140 Jahren die jüngste der „Alten Acht“, einer Gruppe amerikanischer Elite-Universitäten. In den 40er Jahren gründeten die Institute eine Football-Liga.

**Die Eltern sorgen per Handy für enormen Druck.**

Das gemeinsame Statut forderte von Anbeginn auch höchste Standards in der akademischen Ausbildung. Wegen ihrer mit Ranken bewachsenen alten Gebäude bezeichnet man die acht Universitäten als die „Ivy League“, die Efeu-Liga. Wer in dieser Liga mitspielen möchte, muss im Regelfall 30.000 Dollar pro Jahr bezahlen. Vor allem aber muss er sich schon als Kind makellose Zeugnisse erarbeiten und auch außerhalb der Schule mit sportlichen, künstlerischen oder sozialen Leistungen glänzen.

„Die Kinder werden gedrängt, auch spätabends zu lernen, der Theater-AG beizutreten, der Schulband, dem Mathe-Team, und Praktika im Altersheim zu machen“, sagt Barbara Walsh von der Teenager-Website „Below 20“. Für die jungen Menschen seien die letzten Schuljahre „ein einziges Stressprogramm, um ihren Lebenslauf aufzumotzen“. Viele erreichen den Campus am Rande des Burn-Outs, berichtet die New York Times. Eine Untersuchung des Zulassungsbüros der Universität Harvard befürchtet „selbstzerstörerisches Verhalten und Unzufriedenheit im späteren Leben“ – keine guten Voraussetzungen für eine glückliche Studienzeit. Der Nachfrage tut dies jedoch keinen Abbruch. Cornell ist die größte unter den Ivies und als einzige teilweise öffentlich finanziert. 20 000 Abiturienten bewerben sich jährlich um 6.000 „Freshman“-Plätze.

„Cornell ist die Ivy, in die man am leichtesten reinkommt, aber am schwersten wieder raus“, kalauert die 21-jährige Kunst-historik-Studentin Chelsea Baker. „Stresshausen“, sagt die rot-backige Blondine und lacht mit entwaffnender Offenheit. „So

oder so: I love Cornell“. Sie hat gerade ihren letzten Essay abge-gaben, 30 Stunden Schreibarbeit mit zwei Schlafpausen von je zweieinhalb Stunden. „Ich habe viel geweint, und dann gelacht, und ich klang irgendwie irre“, sagt sie. Der Leistungsdruck sei manchmal „überirdisch“. Einerseits. Andererseits kann sie ohne zu Zögern fünf ehrenamtliche Tätigkeiten aufzählen: „Es ist fast eine Sucht, immer beschäftigt zu sein.“ Chelsea steht an der alten Brücke und schaut herab auf den Cascadilla, der in Ithaca in den Cayuga-Lake mündet, einen der fingerförmigen Seen, die wie eine Hand von Kanada aus gen Süden greifen.

Irgendwo hier, als der Frühling die in der Schlucht gedeihenden Pflänzchen zu neuem Leben erweckte, stürzte sich der 20 Jahre alte Karl Brown in den Tod. Er war ein witziger Typ mit Ziegenbart und Vokuhila (vorne kurze, hinten lange Haare), er trug selbst gebastelte Heavy-Metal-T-Shirts, war ein Punkrocker, ein guter Tänzer. Das ist alles, was seinem ehemaligen Freund Justin Peters einfällt, wenn er an ihn denkt. „Ich weiß nicht, warum er sich umgebracht hat“, sagt Peters, der heute in Washington D. C., lebt. Wie er selbst sei Karl einer gewesen, den man im internen Cornell-Vokabular höflich „underachiever“ nennt – ein milderes Wort für „Versager“. Nach einer missglückten Theateraufführung, damals an der Universität, hätten sie nicht mehr miteinander gesprochen. Punkt. Und ein großes Fragezeichen, das unbeant-wortet über dem Canyon hängt.

„Ich finde die offizielle Antwort, die wir zum Selbstmord-Image geben sollen, ziemlich lächerlich“, spricht Chelsea in die winterlich klare Leere über dem Abgrund. Erstsemestlern wird auf Handzetteln geraten: „Wenn das Thema aufkommt, sei wahrhaftig, aber übertreibe nicht.“ Auch das Thema Leistungs-druck wird erwähnt. Punkt 9: „Meist sorgen die Studenten selbst für ihren Leistungsdruck“.

So wie Zoheb aus Indien. Beim Uni-Gesundheitsdienst wartet er auf seine Grippe-Impfung. Der Informatik-Student sieht kind-lich aus für seine 20 Lenze und ist sehr zurückhaltend. „In Cornell kämpft jeder für sich allein, Hilfe kann man von nie-mandem erwarten“, sagt er. In seinen vier Monaten hier habe er



Cornell gehört zu den besten Hochschulen der Welt – wo die gescheitesten Amerikaner studieren. Vorbilder an Erfolgswillen, denen ein glänzender Lebensweg offen steht. Warum bringt sich hier jemand um?



„Selbstmord ist bloß die Spitze des Eisbergs“, sagt Dekan Kent Hubbell. Tatsächlich sind die Uni-Therapeuten überlastet. Und Massagen, Lichttherapie und Psychiater gibt es für die Studenten zu Spottpreisen.

keine Zeit gefunden, Freunde zu finden. „Wenn man sich ent-spannt, fühlt man sich schuldig.“

Großen Anteil daran habe das Bewertungssystem, meint die Cornell-Absolventin und Personalmanagement-Expertin Michaela Schoberova: Nur die besten drei Prozent bekommen eine Eins, egal wie klein die Leistungsabstände sind. „In einer Kultur, die vom Mythos ‚Nummer 1‘ besessen ist, ist das eine große Belastung.“

Auch in Deutschland ist derzeit von Elitenbildung die Rede. Kommen amerikanische Verhältnisse auf uns zu? Kaum, meint Professor Walter Zimmerli, einst Präsident der Privatuniversität Witten-Herdecke, jetzt Gründungspräsident der AutoUni in Wolfsburg. „Es ist nötig, dass in Deutschland Spitzenleistungen gefördert werden.“ Aber nicht vorstellbar, dass hiesige Hoch-schulen alle ihre Studenten selbst aussuchen. Oder Studien-gebühren so hoch steigen, dass Eltern 30 Jahre dafür sparen müssten. „Übermäßiger Leistungsdruck kann krank machen“, sagt Zimmerli. Doch Vereinsamung sei kein elitäres Phänomen. Die sei an deutschen Massenuniversitäten ebenso gravierend.

In Cornell jedenfalls ist das Personal des Psychologischen **„Wenn man sich entspannt, fühlt man sich schuldig.“** Beratungsdienstes in den letz-

ten sieben Jahren verdoppelt worden, bei konstanter Auslastung der Therapeuten, berichtet dessen Leiter, Dr. Greg Eells. Im Oktober wechselte er von der Southern Mississippi University nach Cornell. Er kennt die unterschiedlichen Auswirkungen von Leistungsdruck an Ivy-Schulen und an normalen Hochschulen: „Psychosen und Suizid-tendenzen sind hier viel akuter – in Cornell müssen wir einen sechsmal höheren Anteil an Studenten behandeln als in Mississippi – rund 70 pro Jahr.“ Vor lauter

Lernen vergäßen die Studenten oft, sich um ihr emotionales und körperliches Wohlbefinden und um genügend Schlaf zu sorgen. „Wer hierhin kommt, gehörte immer zu den Besten, aber hier ist jeder der Beste“, analysiert Dr. Eells den Druck. Chelsea Bakers Freundin Liz Aronstam zum Beispiel, eine Biologie-studentin, hält „ein bis zwei Stunden Schlaf vor einer Prüfung“ für ganz normal.

Um die Konzentrationsfähigkeit zu verlängern, greifen immer mehr Jugendliche schon in der Schule auf Medikamente zurück. Beliebte ist derzeit Adderall, ein Amphetamin-Produkt. „Unseren Daten zufolge nimmt nur ein Prozent der Studenten verschrei-bungspflichtige Medikamente ohne Rezept“, sagt Dr. Eells. Studenten schätzen indes, dass die Hälfte ihrer Kommilitonen Erfahrungen mit Adderall gemacht hat.

Dabei lässt die Alma Mater keine Möglichkeit aus, ihre Zöglinge zu kurieren: Massage-Service, Lichttherapie und Psychiater gibt es zu Spottpreisen, dem „Empathie-Service“ schütten jährlich über 700 Studenten ihr Herz aus, Tendenz stei-gend. Dekan Hubbell verweist auf das Vorbild der Elite-Uni Stanford, wo man sich ent-schieden habe, nicht nur die Symptome zu behandeln:

„Auch wir könnten ein bisschen weniger strikt sein, weniger pedantisch, und die Studenten nicht mehr zwingen, aussichts-lose Kurse zu Ende zu führen“, sagt Hubbell. Die Stress-Studie, die die Ivy-Leagues mit der auf Selbstmordprävention spezialisierten Jed Foundation durchführt, soll eine Reihe von Methoden testen, überforderte Studenten zu erkennen und zu behandeln. Eine Methode steht freilich nicht zur Debatte: weniger Leistungsdruck. ☹



Hilmar Poganatz, 31, lebt als freier Journalist in Berlin. Er besuchte die Axel-Springer-Journalistenschule und schreibt u. a. für Die Welt, Neue Zürcher Zeitung und Financial Times Deutschland. Die Cornell-Reportage recherchierte er im Rahmen eines Journalisten-Stipendiums in New York.